

Wer an Israel, besonders an Jerusalem denkt, denkt an Gewalt und Terror, an Juden und Moslems, die sich feindlich gesinnt sind. Jedoch sieht der Alltag dort häufig ganz anders aus, wie der folgende Artikel anschaulich zeigt. (Red.)

MIRJAM HOLMER

EIN SPAZIERGANG DURCH JERUSALEM

Juden und Muslime in Israel



Bild: Mirjam Holmer

In Zeitungs- und Fernsehberichten aus Israel geht es tendenziell um Streit und blutige Konflikte. Dabei hat das Land so viel mehr zu bieten und könnte viel öfter als Beispiel dienen, wie gut die Menschen – gemessen an der Vielfalt der Bevölkerung – miteinander zurechtkommen. Im Besonderen gilt das für den Mikrokosmos Jerusalem.

Ein Pensionär aus dem Stuttgarter Raum kommt erstmals nach Israel, um seinen Sohn zu besuchen. Dieser ist nach Einsätzen in anderen Ländern des Nahen Ostens seit einigen Monaten für einen humanitären Hilfsdienst in Gaza stationiert. Bei einem Abstecher durch die quirlige Jerusalemer Neustadt bemerkt der Vater vorsichtig: „Wenn ich mir das Straßenbild so anschau, habe ich den Eindruck,

dass Juden und Araber hier ganz friedlich zusammenleben.“ Er wirkt peinlich berührt, fast, als wolle er sich entschuldigen, als er diese banale Beobachtung ausspricht. Offensichtlich steht diese in krassem Gegensatz zu dem Bild, das er durch seinen jahrzehntelangen Konsum von Fernseh- und Zeitungsberichten über das Leben im Heiligen Land bekommen hat.

Wenn ich mir das Straßenbild so anschau, habe ich den Eindruck, dass Juden und Araber hier ganz friedlich zusammenleben.

Die Außenperspektive

Laut Angaben des Zentralen Statistikbüros leben im jüdischen Staat gut neun Millionen Menschen, davon mehr als anderthalb Millionen Muslime, etwa 177 000 Christen, sowie 143 000 Drusen. Etwa 20 Prozent der israelischen Bevölkerung haben Arabisch als Muttersprache. Im gesamten Land gibt es viele Dörfer und ganze Städte, die in der Regel jüdisch oder arabisch, selten aber gemischt bevölkert sind. Selbst in gemischten Städten wie Haifa oder Jerusalem leben die einzelnen Bevölkerungsschichten in ihren Stadtvierteln oft viel mehr nebeneinander her als tatsächlich miteinander: Straßen und größere Einkaufszentren werden zwar gemeinsam genutzt, doch zum Gebet und zur Freizeitgestaltung verbleibt jeder in der eigenen Blase. Zudem besuchen die Kinder getrennte Schulen mit unterschiedlichen Lehrplänen. Dadurch, dass für Araber keine Wehrpflicht besteht, fällt für viele zudem der Rahmen weg, in dem viele jüdische

Israelis entscheidende Kontakte für ihre spätere Karriere knüpfen.

Jerusalem als Mikrokosmos

Dass das nur eine Seite der Medaille ist, fällt bei näherer Betrachtung schnell auf: In von Israel kontrollierten Gebieten wird schon am Straßenbild deutlich, dass Menschen sich gegenseitig akzeptieren und etwa ganz sichtbar ihre verschiedenen Religionen ausüben.

Besuchern bleibt zunächst das Gewühl der Jerusalemer Altstadt in Erinnerung: Während sich säkulare Israelis im muslimischen Viertel eher unwohl fühlen und Umwege in Kauf nehmen, um an die Westmauer des Tempelareals zu gelangen, eilen ultraorthodoxe Juden auf direktem Wege und schnellen Schrittes durch das Damaskustor in Richtung Klagemauer. Dabei gehen sie quer durch das muslimische Viertel, und je nach Tageszeit strömen ihnen dort Muslime entgegen, die vom Gebet in der al-Aqsa-Moschee kommen. Zeit für schräge Blicke bleibt beiden Gruppen nicht, die haben in der Regel nur die Touristen. Muslimische Händler sprechen durchweg Hebräisch. Unabhängig von ihrer politischen Gesinnung verkaufen viele neben palästinensischen Propagandasymbolen auch blau-weiße Kühlschrankschmucke mit Davidsstern sowie T-Shirts mit Aufschrift der IDF, der israelischen Armee. Stammkunden jeder Herkunft werden mit einem frisch gebrühten Kaffee begrüßt, manche

Besucher und Händler kennen sich seit Jahrzehnten.

Sprache als Schlüssel

Wer Richtung Westen ins noble Einkaufszentrum Mamilla läuft, wird nicht selten Zeuge von Szenen, die auf den ausländischen Besucher mitunter absurd wirken: In Designergeschäften unterhalten sich Verkäuferin und Käufer auf Englisch. Alle sind einheimisch, doch die Verkäuferin spricht kein Arabisch und die – zumeist jungen – Kundinnen kein Hebräisch. Die Forderung der internationalen Gemeinschaft nach zwei Staaten sowie die Osloer Verträge haben unter anderem eben auch dazu geführt, dass junge Bewohner aus dem Westjordanland, dem Gazastreifen und Ostjerusalem nur sehr selten Kontakt zu Juden haben und überhaupt kein Hebräisch mehr sprechen – es sei denn, sie waren in einem israelischen Gefängnis inhaftiert. In Israel dagegen lernen Araber schon früh die hebräische Sprache und bekommen damit eine wichtige Voraussetzung zum Studium an exzellenten Universitäten oder um auf dem israelischen Arbeitsmarkt Fuß zu fassen.

Unverhoffte Arbeitsstelle

Weiter westlich, in seinem Büro in der Jerusalemer Innenstadt, sitzt Muhammad. Er stammt aus dem Jerusalemer Vorort Jabl Mukaber. Stolz, mit starkem arabischem Akzent, erzählt er in fließendem





Hebräisch: „Ich habe drei Söhne und drei Töchter. Eine von ihnen ist Richterin in Jordanien.“ Mehrere Jahre habe er in Jordanien und Saudi-Arabien gewohnt. „Eines Tages wurde ich von meinem Bruder zu einer Party bei der israelischen Journalistenvereinigung eingeladen. An dem Abend lernte ich die Direktorin kennen. Sie fragte mich, ob ich als Buchhalter bei ihr arbeiten wolle. Ich sagte: ‚Wie soll das gehen? Englisch kann ich gut, aber ich spreche kein Wort Hebräisch!‘ Sie sagte: ‚Das ist nicht schlimm. Ich werde es dir beibringen.‘“ Das war 1992, seither arbeitet Muhammad für die Vereinigung.

Mit dem Karton zum Gebet

Wer der Jaffastraße für einige hundert Meter folgt, stößt auf den Jüdischen Markt Mahane Yehuda. Dort übertreffen sich die schreienden Obst- und Gemüsehändler stimmlich. Araber und Juden arbeiten Seite an Seite. Nicht immer ist alles rosig, und ab und zu kommt es zu heftigen Wortgefechten. Doch schon wenige Minuten später scheint alles wieder wie gehabt. Da es fußläufig keine Moschee gibt, ist häufig zu sehen, wie sich muslimische Händler in eine Ecke auf dem Markt zurückziehen. Dabei legen sie einen kleinen, bunt verzierten Teppich, der oft scheinbar achtlos gefaltet hinter

dem Gemüse liegt, auf die Straße. Stehend und kniend verrichten sie ihr Gebet. Immer wieder sind auch Bauarbeiter oder Reinigungskräfte zu sehen. In Ermangelung eines Gebetsteppichs reißen sie sich von den Marktkartons ein Stück ab und knien darauf. Säkulare Juden oder Ausländer schauen neugierig und ziehen weiter, sobald sie merken, dass religiöse Juden von diesem Bild kaum Notiz nehmen.

Letztere eilen dreimal täglich in die Synagoge, um ihre Gebete zu verrichten. Weil ein jüdischer Gottesdienst nur in der Anwesenheit von mindestens zehn religionsmündigen Männern erfolgen kann, müssen sie manchmal einige Minuten warten, bis die Zahl erreicht ist. Mitunter lassen sich dann auch Männer zum Gebet einladen, die eigentlich nur noch ein paar letzte Erledigungen für das Abendbrot machen wollten. Angesichts der Corona-Pandemie wurden diese Gottesdienste auch auf den Straßen stärker sichtbar, weil es Juden nicht immer gestattet war, sich in der Synagoge zu treffen. Auf die vorbeilaufenden muslimischen Straßenfeger wirkte dieses Bild wiederum völlig normal.

Arrangierte Ehe statt Liebesheirat

Der israelisch-arabische Journalist Khaled Abu Toameh äußerte wiederholt in verschiedenen

Zeitungen: „Israel ist ein freies und offenes, demokratisches Land. Ich lebe gern hier und würde sogar lieber als Bürger zweiter Klasse hier leben, denn als Bürger erster Klasse in Kairo, Gaza-Stadt, Amman oder Ramallah. Aber in Israel bin ich kein Bürger zweiter Klasse.“

Dass Nachrichtensendungen eher von außergewöhnlichen Ereignissen statt den alltäglichen Meldungen bestimmt sind, liegt in der Natur der Sache. Langfristig prägt sich auf diese Weise ein Bild von Israel als konfliktbeladenem Land ein. Richtig ist vielmehr: Das Miteinander der jüdischen Mehrheitsgesellschaft in Israel und seinen arabischsprachigen Minderheiten hat Ecken und Kanten, doch nachweislich findet es tagtäglich statt. Eine romantische Liebesbeziehung ist es sicher nicht, aber wer im Orient zu Hause ist, lernt Paare kennen, die nach vielen Jahren berichten, dass sich auch in ihrer arrangierten Ehe mit der Zeit die Liebe eingestellt hat.



Mirjam Holmer (Jg 1984) ist als Journalistin für die Christliche Medieninitiative pro im Arbeitsbereich Israelnetz (israelnetz.com) tätig. Sie ist

studierte Islamwissenschaftlerin und lebt in Jerusalem.